

Ein eloquenter Denker in der Schattenwelt

Besprechung des Buches „Wer bin ich? Und wenn ja, wie viele? Eine philosophische Reise“ von Richard David Precht, München, 38. Auflage, 2007

Von Pfr. Dr. T.Eißler, Gunzenhausen, im September 2011

Dr. Richard David Precht, Jahrgang 1964, ist promovierter Philosoph, Publizist und Autor. Er lebt in Köln und Luxemburg. Sein Interesse für Philosophie entzündete sich an der Verteidigungsrede des zum Tode verurteilten Sokrates, die ihm für einige Zeit die Angst vor dem Tod nahm, berichtet er in der Einleitung seines 398 Seiten starken Buches. Es hat seit seiner Erscheinung im Jahr 2007 bereits die 41. Auflage erreicht, was etwa 1,6 Mio verkauften Exemplaren entspricht. Die Zivildienstzeit in der evangelischen Kirche führte bei dem Autor zu Sympathien für den Katholizismus. Doch Antworten auf die großen Fragen des Lebens suchte er nicht in der christlichen Kirche, sondern im Philosophiestudium. Das konservative Erscheinungsbild, den fehlenden Verständigungswillen und die Distanziertheit etwa zur modernen Gehirnforschung sieht der Autor als Manko heutiger Philosophie. Doch die bohrende Frage nach dem „Warum?“ und das Beharren auf einer möglichst lückenlosen Argumentation hat er sich zu eigen gemacht. Der an den Grundfragen des Menschseins interessierte Philosoph legt keine Philosophiegeschichte vor. Vielmehr gliedert er seine Überlegungen systematisch durch die drei berühmten Fragen Immanuel Kants:

a) Was kann ich wissen? Im ersten Drittel des Buches geht es um das, was der Mensch über sich selbst weiß. (9 Kapitel)

b) Was soll ich tun? Dieser Abschnitt befasst sich mit Fragen der Ethik und Moral. (16 Kapitel)

c) Was kann ich hoffen? Unter dieser Überschrift wird nach Gott, Glück und dem Sinn des Lebens gefragt. (9 Kapitel)

Was kann ich wissen?

Bei Friedrich Nietzsche (gest. 1900) setzt die „philosophische Reise“ ein, dem Pfarrerssohn aus Naumburg an der Saale, der sich energisch vom Glauben seiner alleinerziehenden Mutter distanziert. Er sieht den Menschen als ein Tier, das für einen Augenblick der Universalgeschichte in einem Winkel des Weltalls erscheint und sein Denkvermögen dazu missbraucht, sich für das Zentrum der Welt zu halten. Nietzsche steht ganz unter dem Eindruck von Charles Darwins Bestseller „Entstehung der Arten“, der die Herkunft des Menschen vom Af-

fen nahelegt. Daraus folgert Nietzsche, dass die Annahme eines Schöpfergottes hinfällig ist und dem Menschen keine erhabene Gottebenbildlichkeit zugeschrieben werden kann. „Gott ist tot“, lautet die Botschaft des pathetischen Nietzsche. Der Mensch erscheint entweder als nichtswürdiges Staubkorn oder als Durchgangsstadium zum Übermenschen.

Zur weiteren Verunsicherung des Menschen, der sich selbst erkennen will, trägt die Betrachtungsweise des Physikers und Philosophen Ernst Mach (gest. 1916) bei, nach der sich die Ich-Person in ein zufälliges Zusammentreffen von Sinnesempfindungen auflöst: „Das Ich ist unrettbar.“ (64) Ein biochemisch funktionierender Körper definiert keine Persönlichkeit. In der modernen Gehirnforschung wird zwischen verschiedenen „Ichs“ wie Körper-Ich, Verortungs-Ich, Erlebnis-Subjekt und Kontroll-Ich unterschieden. Einerseits folgt der Autor diesem Ansatz, der eine präzise Bestimmung und Abgrenzung des „Ichs“ unmöglich macht; andererseits hält er an der Selbstgewissheit jeder Person fest, in Anlehnung an das Postulat des Soziologen Niklas Luhmann (gest. 1998): „Man ist Individuum, ganz einfach als der Anspruch, es zu sein. Und das reicht aus.“ (72)

Am Ende des ersten Buchteils, der die Frage nach der Herkunft des Menschen, nach seinem Ich, seinem Unterbewusstsein und seinen Gefühlen behandelt, steht eher ein offenes Feld von Fragen als ein fassbares Ergebnis. Weil sich das Gehirn des Menschen als ein kompliziertes, „ausgetüfteltes Organ der Selbstverständigung“ darstellt, das aber als beschränkt und nicht zur objektiven Welterkenntnis tauglich eingestuft wird, erscheint die Selbsterkenntnis des Menschen als ein sehr problematisches Unterfangen.

Was soll ich tun?

Der These Immanuel Kants (gest. 1804), jeder Mensch trage ein „moralisches Gesetz“ in sich, setzt der Philosoph Precht die Beobachtung entgegen, dass es sehr verschiedene Moralvorstellungen gebe: „Alltagsmoral, Gesinnungsmoral, Verantwortungsmoral...Moral für Manager, für Feministinnen und für Theologen“ (175). In verschiedenen Lebensfeldern können die subjektiven Bewertungen von „gut“ und „böse“ sehr voneinander abweichen. Weil aber in der Tat jeder Mensch diese notwendige innere Orientierung vollzieht, kann er als „moralbegabtes Tier“ bezeichnet werden (176). Die Herkunft dieser Begabung erklärt sich evolutionstheoretisch: Es ist für den Einzelnen und die Gruppe lohnend, moralisch zu handeln. Je nach Erziehung und Einstellung aber machen Menschen in unterschiedlicher Weise Gebrauch von ihrer moralischen Begabung.

Dies zeigt sich in der von Precht vorgeführten Diskussion der Abtreibungsfrage. Sie geht von dem Utilitarismus Jeremy Benthams (gest. 1832) aus, der das Glück zu maximieren und das Leid zu minimieren sucht. Demnach ist ein behindertes Kind im Mutterleib abzutreiben. Zwar

korrigiert Precht diese utilitaristische Folgerung durch den Gedanken der „intuitiven Moral“, die eine Wahrnehmung des werdenden Kindes durch die Mutter als einen Menschen mit Lebensrecht berücksichtigt (194). Doch weil diese Wahrnehmung am Beginn der Schwangerschaft als nicht vorhanden betrachtet wird, gesteht der Philosoph dem Embryo bis zum dritten Lebensmonat kein Lebensrecht zu. Erst dort, wo von einem bewussten Menschsein mit komplexen Absichten und Wünschen gesprochen werden kann, wird das Lebensrecht rückhaltlos zuerkannt.

Anders als die Abtreibung sieht Precht die aktive Sterbehilfe: Aktives Töten widerspreche einer „stammesgeschichtlichen tief verwurzelten Intuition“, die älter sei als das Christentum mit seiner Vorstellung von der Heiligkeit des Lebens (207). Die Zulassung der aktiven Sterbehilfe würde zu einer Verringerung der Mühe um den Todkranken führen und zu einem „gesellschaftlichen Erwartungsdruck“, andern nicht länger zur Last zu fallen. Trotzdem kommt in den Erwägungen der Gedanke an aktive Sterbehilfe als „ein letztes Mittel“ vor; ebenso an eine Grenze des Selbstbestimmungsrechtes, wo es „inhumane Folgen für die Gesellschaft“ hat (207f). An diesen Stellen scheint die Tür zur aktiven Sterbehilfe wieder ein Stück aufgestoßen zu werden.

Wenn durch die PID das mutmaßlich durch Behinderung belastete Leben aussortiert wird, sieht Precht zunächst einmal kein grundsätzliches Problem, weil es sich bei dem Embryo um keine Person mit Lebensrecht handelt, und weil nur religiöse, aber keine vernünftig-philosophischen Gründe in Sicht sind, den Eltern das Recht auf ein gesundes Kind abzusprechen. Weil die PID aber unweigerlich zu einer „Konsum-Eugenik“ führt, zu einer Auswahl des Wünschenswerten, beurteilt Precht sie doch sehr kritisch (262). „Das Sich-Abfinden mit einer Lebenssituation“ hat bisher zu den Grunddaten des Menschseins gehört und sollte auch weiterhin dazu gehören.

Was darf ich hoffen?

Die Frage nach einem tragfähigen Hoffungsgrund wird aufs engste mit der Frage nach Gott verknüpft. Als ersten Antwortversuch führt der Philosoph den ontologischen Gottesbeweis des gebürtigen Italieners Anselm von Canterbury (gest. 1107) vor: Wenn Gott das ist, worüber hinaus nichts Größeres und Vollkommeneres gedacht werden kann, muss er auch als real-existierend gedacht werden; sonst wäre seiner Größe und Vollkommenheit nicht konsequent zu Ende gedacht. Den Einwand des Mönchs Gaulino, auf diese Weise könne man auch die Existenz einer „vollkommenen Insel“ beweisen, weist Anselm mit der Erläuterung zurück, dass sein Denkweg nur auf den Sonderfall des *einen* größten und vollkommensten Wesens zutrifft, dem eben nichts anderes in der Welt an die Seite zu stellen ist. Der Ansatzpunkt der ers-

ten prominenten Kritik, die Anselm mitsamt seiner Antwort veröffentlicht hat, ist im Grunde auch der Ansatzpunkt von Thomas von Aquin und Immanuel Kant, die den Weg von einer Denkmöglichkeit über eine Denknöwendigkeit zu einer Gotteswirklichkeit nicht mitgehen können und wollen. Der Philosoph Precht meint, dass sämtliche Gottesbeweise mit der „Welt außerhalb der Erfahrung“ rein gar nichts zu tun hätten (283). Gott könne nicht erkannt, „nur erfahren“ werden (287). Man muss fragen, ob diese Kritik im Namen der „Erfahrung“ die tatsächliche Leistungsfähigkeit des menschlichen Denkens nicht unterschätzt, wie sie sich etwa an Albert Einsteins theoretischen Voraussagen physikalischer Phänomene zeigt, die später experimentell bestätigt wurden. Was sollte an einem Rückschluss auf einen Grund des Seins und einen Urheber des Kosmos unlogisch oder illegitim sein?

Dass die sorgfältig durchdachte Natur dazu herausfordert, einen kreativen Schöpfer zu erkennen, so wie die Uhr auf den Uhrmacher verweist, führte der Philosoph und Theologe William Paley (gest. 1805) in seiner „Natürlichen Theologie“ detailliert vor. Kurioserweise zog in Paleys Studentenzimmer im Christ's College in Cambridge Jahre später Charles Darwin (gest. 1882) ein, der alles Stimmige, Funktionierende und Geniale in der Natur als ein Werk der „Natur“ selbst deutet. „Die Natur macht“ („the nature does“) gehört zu seinen Lieblingsformulierungen (295). Dieser Kunstgriff wurde schon zu Darwins Lebzeiten kritisiert, weil „die Natur“ natürlich nicht zielgerichtet denken und zweckmäßig schaffen kann. In neuerer Zeit haben die Vertreter des „Intelligent Design“ die Denkspur William Paleys wieder aufgenommen, die aus der Komplexität der Natur schließt, dass hier kein Werk des Zufalls vorliegen kann; so würde z.B. die kleinste Abweichung der präzise festliegenden Naturkonstanten menschliches Leben unmöglich machen. Precht benützt an dieser Stelle dasselbe schwache Gegenargument wie der Atheist Richard Dawkins, dass auch der aller-unwahrscheinlichste Zufall nicht unmöglich sei. Zudem sei die Natur gar nicht so zweckmäßig, wie behauptet werde, weil die Giraffe Mühe habe mit zu vielen Halswirbeln und weil die Natur schöne Farben und Töne ohne „evolutionären Nutzen“ hervorbringe. Doch derartige Beobachtungen beweisen gerade nicht die „Selbstorganisation“ der Natur, wie Precht meint, sondern zeigen nur, dass manche Baupläne „der Natur“ noch nicht wirklich verstanden sind, und dass sich gerade der Überschuss des Schönen nicht evolutionstheoretisch, sondern nur schöpfungstheologisch erklären lässt. Die Einschätzung Albert Einsteins, der den Forscher mit einem lese-unkundigen Kind vergleicht, das eine riesige Bibliothek betritt und die darin versammelte Intelligenz nur ansatzweise erahnt, bestätigt gerade nicht Prechts Auslegung dieses Vergleichs, der begrenzte Menschenverstand könne die objektive Realität nicht erfassen (299). Vielmehr führt er zur biblischen Auffassung hin, dass der Mensch geradezu mit der Nase auf den überragenden, intelligenten „Autor“ der Welt gestoßen wird.

Wenn Gott als nicht verlässlich erkennbar und schlüssig denkbar gilt, muss die Frage nach dem Glück und dem Sinn des Lebens ohne ihn beantwortet werden. Precht orientiert sich dabei an Epikurs (gest. 260) Beschränkung auf das sinnlich erfahrbare Leben und an den Regeln der „Positiven Psychologie“: Aktivität! Sozial leben! Konzentration! Realistische Erwartungen! Gute Gedanken! Mit dem Unglück gelassener umgehen! Freude durch Arbeit! (362-366)

Sollten diese Regeln tatsächlich zu einem glücklicheren Leben verhelfen, bleibt immer noch die Frage: „Gibt es etwas, was wichtiger ist als Glück?“ (367) Die Frage nach dem Sinn des Lebens entsteht durch das Wissen jedes Menschen, dass er einmal sterben muss, vermutet Precht (375). Sie erscheint ihm als ein Konstrukt des Wirbeltiergehirns und lässt sich deshalb weder evolutionstheoretisch (Daniel Dennett: „Anpassung und Mutation“) noch soziologisch (Niklas Luhmann: „Sinn entsteht durch Kommunikation“) beantworten. Es könne nicht darum gehen, „einen Sinn in der Welt zu finden, sondern wir müssen ihn uns *geben*“, meint der Philosoph. (374) Wobei die Suche nach der Antwort wichtiger sei als die Antwort selbst. Zum praktischen Ratschlag verdichtet, heißt das – so der letzte Satz des Buches: „Bleiben Sie neugierig, realisieren Sie Ihre guten Ideen, und füllen Sie Ihre Tage mit Leben und nicht ihr Leben mit Tagen.“ (377)

Wohin führt die „philosophische Reise“?

Das Buch liest sich sehr angenehm, weil David Richard Precht in einem klaren, verständlichen Stil schreibt. Der Reiz seines Philosophierens auf der Höhe der Zeit liegt in dem souveränen Umgang mit der Tradition: Nur das, was für die sinnvoll angelegte Abfolge seiner großen Lebensfragen relevant ist, wird ausgewählt. Mit wenigen Strichen vermag der Autor einen Denker meist der jüngeren Geschichte und seinen Denkansatz lebendig vor Augen zu stellen. Die angestellten Überlegungen auch zur aktuellen ethischen Diskussion regen das eigene Nachdenken an.

Allerdings überrascht es, dass ein Philosoph in dem säkularisierten Milieu unserer Zeit an der Stelle, wo er nach Hoffnung, Glück und Sinn fragt, nach Gott fragt. Dass Gott in seinem Wesen und Wirken nicht durch Gottesbeweise erkannt werden kann, war allen Verfassern von Gottesbeweisen klar. Sie zeigen lediglich auf, dass der existierende Kosmos einen Schöpfergott denknotwendig macht, ohne diesen Gott näher erklären zu können. Insofern sind sie auf eine Kombination mit einer „Erfahrung“ Gottes angelegt. Dieser Erfahrungsbegriff darf aber nicht unbestimmt und diffus bleiben, wie es bei Precht der Fall ist, sondern ist auf die Selbstoffenbarung Gottes in der Geschichte Israels und in der Jesusgeschichte zu beziehen. Dieser reale, geschichtliche Vorgang, der die Welt und ihre Kultur grundlegend verändert hat und heute beispielsweise in China laufend zu neuer Gotteserfahrung und Gotteserkenntnis

führt, kann von jemanden, der die Frage nach Gott gewissenhaft verfolgt, unmöglich ignoriert werden. Würde der verkehrte Vorbehalt gegenüber den Gottesbeweisen aufgegeben werden und die Antriebskraft eines höchst dynamischen Christentums, nämlich das Gotteswort der Heiligen Schrift, erkannt, käme es zu einem völlig anderen Denkgebäude, das von Gott als dem Gegenüber des Menschen ausgeht.

Wo Gott dem Menschen gegenübertritt, kehrt das Verständnis für die unverlierbare Würde des Menschen als Geschöpf, Individuum und Gesprächspartner Gottes zurück. Das Ich des Menschen zerfällt nicht länger in unterschiedliche Aspekte der Person, sondern ist definiert durch das Ich, das Gott aufs genaueste kennt und das bei ihm geborgen ist: „HERR, du erforschest mich und kennest mich.“ (Ps 139,1) „Der HERR ist mein Hirte.“ (Ps 23,1) Das Gewissen, das jedem Geschöpf zur Unterscheidung von gut und böse gegeben ist, erfährt klare Orientierung durch das Gebot, z.B.: „Du sollst nicht töten bzw. nicht morden.“ (2.Mo 20,13) Die Entsorgung von Leben im Frühstadium und Endstadium wird augenblicklich klar erkennbar als Verletzung des elementarsten Menschenrechtes auf Leben und des Willens des lebenspendenden Gottes. Seine Menschenfreundlichkeit zeigt sich zum einen durch seine Schöpfung, die vor Leben pulsiert und vor Fülle überfließt, und zum anderen durch seinen persönlichen Auftritt in dem Menschenerlöser Jesus. Der Anschluss an ihn im Glauben füllt die Leerstelle aus, die alles Streben nach Glück, Sinn und Hoffnung nicht ausfüllen kann. An großartigen Tagen und auf schweren Wegen darf der Christ mit diesem nahegekommenen Gott unterwegs sein zum vollkommenen Glück des ewigen Lebens.

Den Denker, dem diese Dimension des Menschseins verborgen bleibt, kann man wohl ein Stück weit mit den Menschen in Platons Höhlengleichnis vergleichen, die an eine Schattenwelt gebunden sind, ohne je zum Tageslicht vorzudringen. Precht führt diese berühmte Aufforderung, das Höhere und Wahre zu erkennen, selbst im letzten Buchkapitel an, zusammen mit einer modernisierten Version: in dem Kinofilm Matrix aus dem Jahr 2000 entdeckt jemand, dass ein Computernetzwerk die Weltherrschaft angetreten hat, das den Menschen ein Traumleben vorgaukelt, nur um sie energietechnisch auszunutzen. Wichtiger als das traumhaft angenehme Leben ist die Erkenntnis der wahren Verhältnisse; diese Überzeugung lässt sich aus der Filmstory herauslesen. In der Tat: wichtiger als ein Leben, in dem der Mensch ein Maximum an Glück erreicht oder seinem Dasein einen selbst konstruierten Sinn beilegt, ist die Erkenntnis der Herrschaft des dreieinigen Gottes, die unserem Dasein tatsächlich Sinn und Ziel verleiht.